



Kader arkadaşları (türkisch für Schicksalskamerad*innen)
„Gastarbeiter*innen“ in der Fabrik eines Heidelberger Technologieunternehmens in den 70er Jahren (ganz links: Naciye Gökseven, die Großmutter unseres Redaktionsmitgliedes Gülcan Durak)

„Was habt ihr für Bilder im Kopf?“



Die Soziologin Encarnación Gutiérrez-Rodríguez beschäftigt sich in ihrer Forschung intensiv mit Themen wie dekoloniale feministische Gesellschaftstheorie und Kritik, affektive Arbeit und undokumentierte Migration, Trauerarbeit und Erinnerungspolitik, Menschenrechte sowie politische Selbstorganisation im Kontext von Migration und Flucht – ein Gespräch über den Kampf um das Sichtbarmachen von Frauen und ihrer Geschichte im Kontext des Migrantischen Feminismus.

Migrantischer Feminismus – was genau ist damit gemeint?

Das ist das, was Pinar Tuzcu und ich mit unseren Überlegungen in unserem Buch *Migrantischer Feminismus: Frauenbewegung in Deutschland (1985-2000)* versucht haben 2021 in die Öffentlichkeit zu bringen, sodass einige das erinnern können und andere heute wissen, dass es das gab: Es geht um Personen in den 80ern und 90ern, die im Kontext von Migration stehen. In diesem Zusammenhang handelt es sich um Bewegungen, Bündnisse, eine Form von Bündnispolitik, mehreren Konferenzen, Formen von Austausch, die damals stattfanden, an denen auch Rom*nja, Sinti*zze Frauen beteiligt waren. Weitere Personen haben im Kontext von Exil gearbeitet, zum Beispiel die iranische Frauenbewegung im Exil. Migrantisierte Personen oder Personen, die sich auch als Migrant*innen bezeichnen, gehörten auch dazu, ebenfalls Schwarze Frauen und Jüdische Frauen. Die Zusammenarbeit darf man sich nicht so vorstellen wie heute mit E-Mails und Blogs, sondern sie lief stark darüber, dass man sich über Aktionen informierte oder Treffen organisierte. Vor allem meint Migrantischer Feminismus jedoch den Zusammenhang, den die Arbeitsmigration thematisiert hat. Jetzt im Kontext der Erinnerungspolitik, im Rahmen der sogenannten Gastarbeitermodelle.

Zumeist erinnern wir uns an ‚Gastarbeiter‘. Wie viele Arbeitsmigrant*innen gab es denn?

Es gibt wenige Studien darüber. Es wäre wichtig, dass man das noch mal historisch konstruiert. Von Ursula Mehrländer gibt es eine Studie Ende der 60er Jahren. Sie hat thematisiert, dass nicht nur Männer rekrutiert wurden, sondern auch viele Frauen. Oft alleinstehende, unverheiratete, aber auch

verheiratete Frauen, die den ersten Schritt in die Migration machten und ihre Ehemänner nachholten. Über meine Mutter, die für eine Porzellanfabrik in Bayern rekrutiert wurde, weiß ich, dass andere mit ihr angeworben worden sind. Die Frauen sind allein migriert, also allein gekommen. In der Fabrik arbeiteten auch griechische und türkische Frauen. Die feministische Forschung setzt sich dafür ein, dass wir auch den Anteil, die Handlungen und die Geschichte von Frauen sichtbar machen. Bei unserem Symposium zu Migrantischem Feminismus an der Goethe-Universität in Frankfurt (Unireport 2023) im vergangenen Jahr sprach beispielsweise Kook Nam Cho-Ruwwe von der Koreanischen Frauenbewegung von mehr als 100.000 Rekrutierungen koreanischer Arbeiter*innen in den 1970er Jahren nach Westdeutschland, die im Gesundheitsbereich tätig waren. Dazu gibt es mittlerweile auch konkretere Studien, etwa 2020 von Yonson Ahn. Einige Dokumentarfilme wie der von Serap Berrakarasu von 1994 *Ekmek Parasi – Geld für Brot*, gibt uns einen Einblick in das Leben von Arbeiter*innen aus der Türkei, die in einer Fischfabrik in Lübeck arbeiten. Während des Schreibens über Migrantischen Feminismus konnten wir einige Studien finden, die die Anwerbung von Frauen seit den 1950er Jahren thematisierten. Diese Forschung jedoch ist sehr limitiert und wir benötigen weitere Studien hierzu. Aber im Großen und Ganzen können wir sagen: Es ist also nicht wahr, dass zuerst die Männer und dann die Frauen rekrutiert wurden.

Was hat Sie zu Ihrer Forschung inspiriert? Gab es da Schlüsselmomente?

Immer wieder habe ich dieses Sichtbarmachen von Frauen

thematisiert, etwa den Aktivismus meiner Generation oder auch von Personen, die in der ersten Generation nach Deutschland emigriert sind und in einem feministischen und transkulturellen Zusammenhang tätig waren, etwa in meinem Buch von 1999 *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung* Beim Buch *Migrantischer Feminismus* tauschten sich Pinar und ich eng aus. Und Pinar wies nochmals ausdrücklich darauf hin, dass es diese Leerstelle im deutschen Feminismus gibt, wenn man die 90er Jahre erinnert. Da wird behauptet, dass das eine stille Zeit gewesen ist, eine Zeit der Institutionalisierung der Frauenbewegung. Was aber Pinar feststellt, ist, dass zu diesem Zeitpunkt Migrantische Frauen, Schwarze Frauen, Jüdische Frauen, Exilierte, Rom*nja und Sinti*zze Frauen sehr aktiv gewesen sind. Wir können nicht davon sprechen, dass es da eine Art Rückzug in die Institutionen gab, sondern im Gegenteil eine Sichtbarmachung oder auch ein Lautwerden in der Öffentlichkeit. Das hat uns dazu inspiriert, zu sagen, wir müssen diese Geschichten jetzt versuchen zu rekonstruieren, soweit es geht. Wir müssen mit Personen aus dieser Zeit sprechen, die in diesen Bewegungszusammenhängen aktiv waren und mit ihnen gemeinsam erinnern. Was ist da passiert? Wer war wie daran beteiligt? Wie haben sich diese Zusammenhänge organisiert?

Welche blinden Flecke haben Sie dabei entdeckt?

Mit unserer Rekonstruktionsarbeit mischen wir uns in die Erinnerungspolitik ein. Anhand der geführten Interviews haben wir Dokumentationen aus dieser Zeit gesammelt. Und da gibt es eine Auseinandersetzung mit deutschen Feminist*innen, die über die

Kategorie Frau sprachen, ohne sie unbedingt immer zu situieren.

Was meinen Sie damit?



*Migrantischer
Feminismus in der
Frauenbewegung in
Deutschland (1985-
2000) von Encar-
nación Gutiérrez
Rodríguez, Pinar
Tuzcu*

Die deutschen Feminist*innen fragten nicht: Wer ist diese Frau? Ist das eine Frau mit Migrationserfahrungen? Oder erlebt sie Rassismus? Ist das beispielsweise eine Arbeiterin, eine Mutter, eine Lesbe? Wir sehen, dass gerade die Auseinandersetzung mit Migration und Rassismus eine ist, die nicht stattfindet. Wenn sie stattfindet, dann vor allem bei migrantisierten Frauen und auch muslimisch gelesenen Frauen. Immer wieder werden diese nur als Opfer des Patriarchats dargestellt. Nie werden sie als Handelnde gesehen.

Ähnliches gilt für südeuropäische Frauen im Kontext der Arbeitsmigration der 60er bis 90er Jahren, die immer als in patriarchalen Gesellschaften lebende Personen mit vielen Kindern porträtiert wurden. Das passierte in der Wissenschaft und auch im politischen Diskurs. Man solidarisierte sich also mit diesen Frauen als die Unterdrückten der Erde. Aber man hat sie nicht als Subjekte gesehen, die auch historische Subjekte und handelnde Subjekte sind. Gegen diese Lesart sprechen unterschiedliche Akteur*innen und Gruppen. Auf dem Kongress 1987 in Frankfurt fragten Frauen, auch als migrantisierte Frauen: Sind wir uns denn so fremd? Was meint ihr, wenn ihr über Ausländer*innen sprecht? Was habt ihr für Bilder im Kopf? Das sind wir nicht! Natürlich wird Rassismus erfahren und es geht auch um Gewaltverhältnisse, die Verletzungen und Unterdrückungen schaffen. Aber die Personen handeln da drinnen. Und sie organisieren sich und sie erzeugen auch Widerstand.

Ab wann findet diese differenziertere Auseinandersetzung in der deutschen Feminismusbewegung statt?

Diese Auseinandersetzung taucht in der wissenschaftlichen Debatte bereits in den 1980er Jahren auf, aber da wird sie in der Geschlechterforschung kaum wahrgenommen. Stattdessen taucht 2005 die Debatte um ‚Intersektionalität‘ auf, die weiße deutsche Geschlechterforscher*innen als ein neues Thema aufgreifen. Der Bezug ist hier der Schwarze Feminismus und Women of Colour Interventionen in den USA und Großbritannien. Dabei wird die deutsche Auseinandersetzung vom Schwarzen Feminismus und Migrantischem Feminismus ausgelassen. Das 1987 in Deutschland erschienene Buch *Farbe bekennen* von May Ayim und Katharina Oguntoye, zwei Schwarze deutsche Frauen, die darauf hinweisen, dass wir, was wir heute sagen, intersektional denken sollten, also unterschiedliche Ungleichverhältnisse miteinander verschränkt betrachten sollten, findet keine Erwähnung. In der Debatte um Intersektionalität geht es um unterschiedliche Momente der Diskriminierung, also mehrere Unterdrückungsmechanismen, die zusammenwirken, miteinander verschränkt zu denken, beispielsweise Arbeiterin, Rassismus, Nationalität. Die Frage stellt sich: Wie kommt es, dass dieser Verweis auf Intersektionalität über die USA verlief und nicht darüber, was hier vor Ort passierte? Warum wird das ausgelassen? Was also nicht geschieht, ist, dass deutsche Feminist*innen wahrnehmen, dass es diese Debatte hier gegeben hat und weiterhin gibt, obwohl sie die kennen. Und das ist, was wir auch im genannten Buch thematisieren. Es geht um die spezifische Auseinandersetzung, um Intersektionalität, in einem deutschen Kontext.

Und wie sieht Migrantischer Feminismus heute aus?

Dazu hatten wir im vergangenen November ein Symposium hier an der Goethe-Universität in Frankfurt, das sehr rege besucht wurde, gerade von jüngeren Frauen, von jüngeren Menschen. Da konnten wir feststellen, dass die jüngere Generation, so würde ich behaupten, intersektional denkt. Und das ist schon – und das merke ich auch bei meinen Studierenden – eine Errungenschaft aus diesen Debatten. Viele dieser jüngeren Personen und jüngeren Frauen haben sich bei uns für dieses Buch bedankt und uns mitgeteilt: „Endlich weiß ich, dass es zu meinem Hintergrund eine Geschichte gibt, jetzt kann ich mich auf etwas beziehen“. Und das hat diese Personen und Frauen gestärkt.

Können Sie das näher erläutern?

Wir wissen heute: Es gibt einen Feminismus von Schwarzen Menschen in Deutschland, es gibt einen Feminismus von migrantischen Personen, es gibt einen Feminismus von Rom*nja und Sinti*zze, es gibt einen Feminismus von Jüdischen Frauen, von geflüchteten Frauen, von exilierten Frauen. Wir wissen, es sind Feminismen über die wir hier sprechen und die sind intersektional, also die arbeiten intersektional. Wie sie auf die Gesellschaft schauen, ist ein auf mehreren Ebenen der Unterdrückung oder der Diskriminierung miteinander verzahntes Denken. Und das ist, denke ich, jetzt ‚Alltagsverstand‘ wie der Politologe und Philosoph Antonio Gramsci es nannte. Und das macht einen großen Unterschied zu dem, was so einen mehrheitlichen Feminismus bis dahin ausgemacht hat.

Klasse, dass sich das in weiten Kreisen der Gesellschaft so geändert hat, oder?

Ja, eine Errungenschaft. Ich möchte aber vielleicht noch mal auf einen anderen Aspekt hinweisen, wo wir noch nicht so weit sind. Die *#Black Lives Matter*-Bewegung hat die Gesellschaften im Norden der USA aber auch in Europa erneut mit dem Faktum konfrontiert, dass Rassismus etwas ist, was die Gesellschaft auch bei uns herstellt, also konstituiert. Das heißt, Rassismus ist keine Randerscheinung, sondern steht in der Mitte der Gesellschaft und die Gesellschaft selbst erzeugt ihn. Diese Auseinandersetzung, genauso wie die Auseinandersetzung mit einem anti-rassistischen und migrantischen Feminismus, hängen sehr eng damit zusammen. Es geht nicht nur darum, dass wir unsere Wahrnehmungen schärfen und in diesem Zusammenhang Komplexitäten wahrnehmen und Auslassungen auch benennen können, sondern es geht auch um materielle Verhältnisse. Die konkreten Lebensbedingungen sind wichtig, die hergestellt werden müssen, sodass bestimmte Formen der Diskriminierung und der Gewalt nicht mehr in dieser Form stattfinden. Da sind wir leider noch nicht so weit. Also wir sollten uns nicht täuschen lassen von der Rhetorik, die jetzt alles mit einbezieht, während die gesellschaftlichen Strukturen noch so geschaffen sind, dass rassifizierte Personen, migrantisierte Personen weiterhin in prekären und schlechtbezahlten Arbeitsverhältnissen mehrheitlich zu finden sind, sie Alltagsgewalt und institutionelle rassistische Gewalt – oft auch mit einem tödlichen Ausgang – erfahren müssen, sie um ein gesichertes Bleiberecht, staatsbürgerliche Rechte und politische Teilhabe und Partizipation kämpfen müssen.

Weiterhin haben wir auch auf der Ebene von Migrationskontrolle, auf der Ebene von Asylgesetzgebung eher wieder eine Verschärfung, wo bestimmte Menschen in Situationen gehalten werden, wo ihre Menschenrechte nicht geachtet werden und wo sie über keine Staatsrechte verfügen, um nur einiges zu nennen. Diese Verhältnisse haben sich nicht geändert, auch wenn Personen wie ich, die aus einem Arbeitsmigrationshaushalt kommen, mittlerweile Professorin sind. Die kolonialen Vermächtnisse, in denen Europa verstrickt ist und die weiterhin präsent sind in unserer Gegenwart, die dauern an.

Was muss passieren?

Diese derzeit bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse müssen wir ändern. Deswegen müssen wir immer gucken, uns fragen und auch handeln: Was meinen wir? Wie sieht die Staatsstruktur aus? Wie sieht die ökonomische Umverteilung aus? Wie sieht die politische Partizipation aus? Wie wird die Würde aller Menschen geachtet, und zwar so, dass alle in Würde leben können, gut leben können? Ich glaube, das ist für uns alle weiterhin ein Thema. Und unser Buch verweist ja auch darauf, dass viele der Thematiken, beispielsweise die der koreanischen Frauenbewegung, die sich unter anderem intensiv mit Produktions- und Lieferketten auseinandergesetzt hat, es um globale Ungleichheit geht – um die Verschränkung von lokalen gesellschaftlichen Zuständen in globalen Verhältnissen.

Sagen Sie uns noch, woran Sie gerade forschen?

Im August 2023 wird ein Buch zu politischer Trauerarbeit *Decolonial Mourning and the Caring Commons* erscheinen. Da geht es zum

einen um die Trauer meiner Eltern und ihrer Generation, aber auch um die Trauer über Menschen, die im Mittelmeer starben und weiterhin sterben auf dem Weg nach Europa. Es handelt aber auch von Femiziden, von rassistischen Morden auch in Deutschland und davon, wie viele Angehörige, Freund*innen, Organisationen politische Arbeit leisten, die mittrauern. Ich gehe der Frage nach, was es mit einer gemeinschaftlichen Trauerarbeit auf sich hat. Darum geht es in diesem Buch. Weiterhin arbeiten wir aber auch zu Migrantischem Feminismus. Für uns ist Migrantischer Feminismus auch ein politisches Projekt. Wir haben gerade das Netzwerk *Migrantischer Feminismus* aufgebaut. In diesem Sinne: Migrantischer Feminismus geht weiter!<

Das Gespräch führten Pezi Novi und Christine Wolfrum.



Encarnación Gutiérrez-Rodríguez ist Professorin der Soziologie mit dem Schwerpunkt Kultur und Migration an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Pezi Novi lebt in München und gehört seit 2022 zur Hinterland Redaktion.



Christine Wolfrum ist Wissenschaftsjournalistin und Buchautorin und lebt in München.